

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

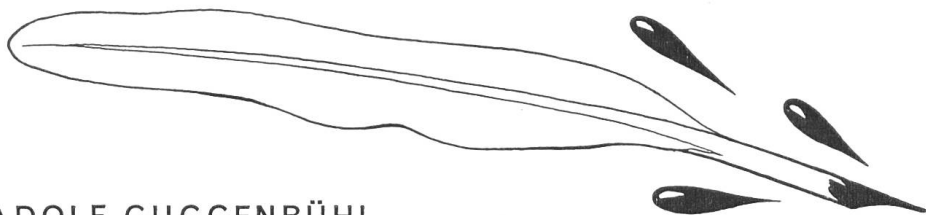
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBÜHL



Die Ärzte verdienen zu wenig

WER ist der mächtigste Mann im ganzen Land? fragt man im Märchen. Es wäre für uns Eidgenossen vom Jahre 1954 schwierig, eine Antwort zu geben. Die Macht ist bei uns nicht so konzentriert wie in andern Epochen der Geschichte, und sie ist vor allem sehr eingeschränkt. Die Generaldirektoren unserer Großbanken und Versicherungen sind zweifellos sehr mächtige Herren; aber von dieser Macht bekommen voraussichtlich weder ich noch Sie etwas zu spüren. Ein Korpskommandant ist ein mächtiger Mann; aber solange man nicht die Uniform trägt, läßt einem diese Macht ziemlich kalt, und auch im Dienst bekommt der gewöhnliche Soldat oder Subalternoffizier wenig davon zu spüren.

Und auch vor der Macht eines Bundesrates muß der einzelne Bürger nicht erzittern. Was können uns diese konstitutionellen Regenten schon antun!

Und trotzdem gibt es auch heute noch Berufsgruppen, die eine außerordentliche Machtstellung einnehmen. Dazu gehören die Lehrer und die Ärzte.

Ein Schulkind, vor allem in der Primarschule, ist in hohem Maße dem Lehrer und jeder Patient ist dem Arzt ausgeliefert.

Es liegt deshalb in unserm ureigensten Interesse, daß die, welche diese Berufe ausüben, so gestellt sind, daß sie ihrer Tätigkeit ohne Sorgen, nach bestem Wissen und Gewissen, obliegen können.

Man weiß, daß sich die schlechte Bezahlung der Lehrer in Frankreich fürchterlich gerächt hat, indem sich ein großer Teil aus Verzweiflung dem Kommunismus anschloß und dadurch einen Herd der Zersetzung bildete.

Die Ärzte, auch wenn sie zu wenig verdienen, werden sich nicht politisch extremen Parteien anschließen. Aber die Leidtragenden werden früher oder später die Patienten sein, also wir alle.

Gegenüber der Zeit vor dem Krieg sind die Lebenskosten um 71 % gestiegen, die Krankenkassentarife aber bedeutend weniger.

Sicher sind die Kassenverwalter sehr stolz, daß es ihnen gelungen ist, den Einkommensausgleich für die Ärzte zu verhindern und die Behörden, die diesen Tarifen ihren Segen gaben, ebenfalls. Aber der Allgemeinheit ist damit nicht gedient. Ungenügende Kassentarife führen früher oder später dazu, daß die Betroffenen auf Quantität statt auf Qualität hin arbeiten. Die einzelnen Konsultationen werden rascher durchgeführt, als es im Interesse des Patienten läge, und die Zahl der Konsultationen wird unnötig vermehrt.

Es mag eine scheinbare Ersparnis bedeuten, wenn ein Arzt für eine Sprechstundenbehandlung statt Fr. 3.60 nur Fr. 3.40 bekommt, für eine gynäkologische Untersuchung Fr. 1.70, statt, wie es der Teuerung angemessen wäre, Fr. 2.40. Aber es sollte einmal jemand ausrechnen, wie viele Arbeitsstunden der Volkswirtschaft dadurch verloren gehen, daß Patienten den Arzt statt zwei- oder dreimal, vier- oder fünfmal aufsuchen und im Wartezimmer Zeit verlieren müssen!

Fast noch schlimmer ist es mit der Honorierung der Hausbesuche bestellt. In Zürich erhält zum Beispiel ein Arzt pro Besuch Franken 4.60. Wohnt der Patient in einem andern Stadtteil, so werden dadurch kaum die Kosten für die Autofahrt gedeckt.

Aber abgesehen von der Gefahr der Überarz tung ist eine Proletarisierung der Ärzte nicht nur eine gefährliche, sondern eine lebens-

gefährliche Angelegenheit. Der Arzt, der mit der Minute rechnen muß, kann seine Arbeit nicht richtig erfüllen.

Viele leitende Leute bei den Krankenkassen scheinen immer noch der überlebten Ansicht zu huldigen, der menschliche Körper sei nichts anderes als eine Maschine, und der Beruf des Mediziners ein Handwerk wie das eines Automechanikers. Aber abgesehen davon, daß sogar ein Automechaniker nicht im Akkord arbeiten kann und Pfuscharbeit leistet, wenn man ihm nicht genügend Zeit läßt, stimmt der Vergleich in keiner Weise. Während bei einem Auto ein Defekt tatsächlich durch eine Reparatur der schadhaften Stelle oder Auswechseln eines abgenutzten Maschinenteils erfolgen kann, ist jede menschliche Krankheit auf eine Störung des Gesamtorganismus zurückzuführen. Sie braucht zu ihrer Behandlung nicht nur Routine, sondern Interesse, Hingabe und Zeit.

Die meisten Zivilisationen der Geschichte wußten das und räumten dem Arzt eine Vorzugsstellung ein. Sogar bei den Buschnegern hat der Medizinmann eine wirtschaftlich privilegierte Position, die ihn der Sorge um das tägliche Brot enthebt.

Noch kann man bei uns nicht von einer eigentlichen Proletarisierung der Ärzte reden, wie etwa in Deutschland, wo es keine Seltenheit ist, daß Mediziner neben ihrem Beruf als Platzanweiser, Nachtwächter usw. tätig sein müssen, um sich über Wasser halten zu können. Bei uns haben die älteren Ärzte meistens noch ein gutes, die bekannten Spezialisten sogar ein sehr gutes Einkommen. Bei den jungen aber zeichnet sich bereits die Gefahr einer gewissen Proletarisierung ab. Man sollte ihr steuern, solange es noch Zeit ist. Es ist ungehörig, daß in einem sogenannten Wohlfahrtsstaat die Assistenten weniger verdienen als Tramkondukteure, denn ihre Ausbildungszeit — nach der Matur — beträgt immerhin sieben Jahre.

Vor allem aber sollten die Krankenkassentarife angemessen erhöht werden, um so mehr, als diese Institutionen seit langem ihren ursprünglichen Charakter verloren haben. Sie wurden seinerzeit gebildet, um den minderbemittelten Schichten ärztliche Betreuung zu billigen Preisen zugänglich zu machen, wobei der Arzt den Ausgleich durch die Privatpraxis fand. Im Laufe der Jahre ist aber dann die Privatpraxis immer mehr zusammengeschrumpft, so daß die meisten heutigen Ärzte zu neun Zehnteln aus der Kassenpraxis leben müssen.

Freiheit, die ich meine

Halt der Schundliteratur!

Tausende von Vätern und Müttern protestieren gegen die Gefährdung der Familie durch Verteilen von Schundliteratur in die Briefkästen, wie es dieser Tage an verschiedenen Orten der Schweiz geschehen ist. Sie verbitten sich diesen Angriff gegen die Sauberkeit des Schweizerheims durch größtenteils ausländische Produkte (zum Beispiel das in Hamburg verlegte «Bei Dir»). Alle gut gesinnten Schweizer erwarten, daß die zuständigen eidgenössischen Behörden der Einfuhr derartig bedenklicher und außerdem geschmackloser Publikationen tatkräftig und mit der nötigen Konsequenz entgegenzutreten.

*Bund schweizerischer Frauenvereine
Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Eidgenössischer Verband Pro Familia*

Aber, aber, meine lieben Frauenvereine! Wo bleibt in diesem Falle die staatsbürgerliche Einsicht? Was werden die Gegner des Frauenstimmrechts zu einem solchen Aufruf sagen!

Mir gefällt die Zeitschrift «Bei Dir» sicher so wenig wie Ihnen, vielleicht sogar noch weniger. Aber es gibt bei uns sehr viele Druckerzeugnisse, die mir nicht gefallen, ohne daß ich deswegen nach Verboten rufe.

Wo kämen wir hin, wenn der Bundesrat darüber entscheiden würde, was das Schweizervolk lesen darf und was nicht!

Wer soll denn die Prüfung durchführen? Die Polizei oder die Zollbeamten? Das würde eine gewaltige Personalvermehrung bedingen; denn die Polizisten und Zöllner lesen Gedrucktes bedeutend langsamer als Redaktoren. Einzelne von ihnen müssen sogar den Zeilen mit dem Finger nachfahren.

Aber abgesehen davon, glauben Sie wirklich, diese Herren seien kompetent, literarische Schiedsrichter zu spielen und zu bestimmen, was uns frommt? Schon für einen Schulbibliothekar ist es schwierig, zu entscheiden, welche Jugendbücher er als ungeeignet ablehnen soll, auch wenn er für seine Aufgabe qualifiziert ist. Wenn aber Polizisten Lehrerli spielen, kommt es selten gut heraus, vor allem, weil es sich ja bei den Beschützten nicht um Kinder, sondern um Erwachsene handelt.

Oder soll etwa eine Kommission darüber entscheiden, was für Literatur man hereinläßt, eine Kommission, gebildet aus Vertretern der Pro Juventute, der Pro Senectute, der Pro Familia und den verschiedenen Frauenorganisationen? Mir jedenfalls täten die Mitglieder dieser Kommission leid. Ich möchte nicht Mitglied sein und die Diskussionen über das, was moralisch bedenklich, und über das, was geschmacklos ist, anhören; denn darüber streiten sich nicht nur die Gelehrten.

In Tat und Wahrheit ist es so, daß das Geschmacklose und Schädliche sehr oft mit dem Guten gemischt ist. Wenn man also sagt, man solle die schlechten Zeitschriften fernhalten und die guten hereinlassen, so hat dieser Rat etwa so viel Wert, wie wenn man einem Abstinenten eine Zuger Kirschtorte überreichte und den Rat gäbe: «Essen Sie die Torte und spucken Sie den Kirsch hinaus!»

Und wenn man schon die Einfuhr bedenklicher und geschmackloser Zeitschriften verbieten will, warum dann nicht auch eigentlich die Einfuhr geschmackloser Vasen, Bestecke, Postkarten, Stoffe, Damenmäntel usw.? Warum soll der Kitsch nur als Wort und Bild schädlich sein und nicht auch in andern Formen?

Außerdem: was für ein Grund liegt vor, die Zensur nur an der Grenze auszuüben? Ob schlechte Literatur aus dem großen Kanton stammt oder im eigenen Lande fabriziert wird, kommt doch schließlich auf das gleiche heraus.

Und, liebe Frauenvereine, haben Sie auch schon daran gedacht, daß es zu den Freiheitsrechten des Bürgers gehört, das zu lesen, was er will?

Der gewerbsmäßige Vertrieb unsittlicher Literatur kann ja schon nach dem jetzigen Strafgesetzbuch geahndet werden; aber niemand wird behaupten wollen, die Zeitschrift «Bei Dir» sei unsittlich. Sie ist widerwärtig, dumm, geschmacklos; aber unsittlich ist sie nicht. Infolgedessen darf man sie nicht verbieten.

Nein, liebe Frauen, es geht wirklich nicht, am 1. August für die Freiheit zu schwärmen, diese Freiheit aber opfern zu wollen, nur weil einem eine Zeitschrift mißfällt. Man kann in Gottes Namen nicht jedes Übel mit einem Verbot aus der Welt schaffen, wenn auch heute, wo die Möglichkeiten eines Staatseingriffes maßlos überschätzt werden, dieser Glaube nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern sehr verbreitet ist, wie es überhaupt nicht nur Frauenvereine, sondern auch viele Männer-



Probe aus der deutschen Zeitschrift «Bei Dir»

organisationen waren, welche fanden, es sei ein Skandal, daß die Behörden in bezug auf das «Bei Dir» nicht eingriffen.

Und zum Schluß noch etwas: Sind Sie nicht etwas gar zu pessimistisch, wenn Sie glauben, die Familie werde dadurch gefährdet, daß eine blödsinnige Zeitschrift, wie das «Bei Dir», in die Briefkästen gelegt wird? Ich bin überzeugt, die meisten Väter und Mütter werden von sich aus zum Rechten sehen und dieses Blättchen dorthin befördern, wo es hingehört: in den Papierkorb.

Und auch dort, wo das nicht geschieht, wo das «Bei Dir» neben andere Heftli gelegt und von Erwachsenen wie von Kindern angeschaut wird, ist der Schaden bestimmt nicht so groß. Die Familie steht zum Glück auf festem Boden, als Sie annehmen. Weder kitschige Zeitschriften, noch kitschige Filme, noch kitschige Möbel, noch kitschige Musik bringen sie in Gefahr, wenn es auch sicher besser wäre, in den Familien würden nur gute Zeitschriften gelesen — wie der «Schweizer Spiegel» oder der «Nebelspalter» —, nur gute Filme angesehen, nur gute Musik gehört und nur gute Möbel aufgestellt. Aber bis es so weit ist, sind nicht nur wir nicht mehr unter den Lebenden, sondern auch alle Frauenvereine und -verbände haben aufgehört zu existieren. Dieser Zustand wird nämlich erst erreicht sein, wenn die Menschheit ausgestorben ist.

Volk ohne Raum

IMMER wieder lesen und hören wir, daß die Schweizer einen Lebensstandard hätten, der zu den höchsten der Welt gehöre. Diese Tatsache sollte uns freuen. Aber stimmt die Behauptung wirklich? In einer Beziehung zum mindesten scheint sie mir falsch, nämlich in bezug auf das Wohnen. Die ideale Wohnform für eine Familie ist und bleibt doch zweifellos das Einfamilienhaus. In der Schweiz wohnen aber von hundert Haushaltungen nur fünfzehn in Einfamilienhäusern, in der Stadt Zürich sogar nur 8,5 %. Das ist bedeutend weniger als in vielen andern Ländern.

Woher kommt das? Nicht etwa davon, weil bei uns die Väter und Mütter nicht lieber in einem Häuschen mit Garten, in dem sich die

Kinder tummeln könnten, wohnen würden, statt in einem Mietshaus, sondern ganz einfach, weil meistens das Geld zu einem Einfamilienhaus nicht reicht.

In der Stadt Zürich muß man heute für ein bescheidenes Sechszimmerhaus mit dem Boden 100 000 bis 120 000 Franken rechnen. Das ist viel Geld. Auch wenn jemand die Mittel für die Anzahlung besitzt, so gibt das ein teures Wohnen. Rechnet man für Zins, Steuern, Unterhalt 5 % macht das einen jährlichen Mietzins von 5000 bis 6000 Franken aus.

In andern Ländern ist das Bauen viel billiger. Sogar in der Umgebung von New York kann man für 100 000 Franken, d. h. für 25 000 \$ ein nettes Einfamilienhaus kaufen, wobei ja bekanntlich dort die Löhne fast doppelt so hoch sind wie bei uns und 25 000 \$ kaufkraftmäßig 50 000 Schweizer Franken entsprechen. Auch in amerikanischen und kanadischen Großstädten ist deshalb das Einfamilienhaus die übliche Wohnform für Familien mit Kindern. Nur ganz arme und ganz reiche Leute wohnen in Mietshäusern.

Dieser Preisunterschied kommt einmal daher, daß fast überall der Boden weniger kostet als bei uns; denn wir sind das Volk ohne Raum par excellence, mit einer viel dichteren Bevölkerung pro Quadratkilometer als die Deutschen, die ständig behaupten, ihr Land sei überfüllt.

Daran läßt sich nichts ändern. Die Welt ist verteilt, und wir müssen uns mit dem Stücklein Erde begnügen, das wir nun einmal haben. Es ist unglaublich klein, dafür unglaublich schön.

Ein anderer Grund, warum das Bauen zum Beispiel in den angelsächsischen Ländern billiger ist, liegt darin, daß dort die Häuser weniger solid gebaut werden. Sie entsprechen in keiner Weise unserm schweizerischen Qualitätsbegriff. Dafür sind sie erschwinglich.

Es ist wahr, unsere Häuser müssen nicht nach dreißig bis fünfzig Jahren abgerissen werden. Sie haben eine theoretische Lebensdauer von mehreren hundert Jahren. Aber «was nützt mir ein schöner Garten, wenn andere drin spazieren gehn?» Was nützt uns die solide Bauerei, wenn ihre Qualitätsprodukte nachher so teuer werden, daß sie für eine Mittelstandsfamilie nicht in Frage kommen?

Was wir brauchen würden, wären mehr bungalow-ähnliche Häuser und ein Abbau der viel zu weit gehenden Bauvorschriften.

Aber nicht nur im Vergleich mit andern Län-

dern, auch, was erstaunlicher ist, im Vergleich mit der Vorkriegszeit ist der Wohnstandard bei uns zurückgegangen. Im Kanton Zürich wiesen im Jahre 1953 nur ein Drittel der neu erstellten Wohnungen vier und mehr Zimmer auf, in der Stadt Zürich waren es sogar nur 18 %. Nur 3,3 % hatten mindestens fünf Zimmer.

Es gibt also heute unzählige Familien mit zwei und drei Kindern, die in Zwei- und Dreizimmerwohnungen hausen.

Das war früher besser. Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde in bürgerlichen Verhältnissen für eine Familie mit Kindern eine Vier- bis Sechszimmerwohnung als angemessen betrachtet.

Wenn nun hier der Einwand erhoben wird, das könne nicht stimmen, denn die durchschnittliche Zahl der Bewohner pro Raum, also die Wohndichte, sei heute kleiner als früher, so kommt das daher, weil infolge des Mieterschutzes im Gegensatz zu früher viele alleinstehende Ehepaare große Wohnungen bewohnen.

Aber nicht nur die Zahl der Räume ist kleiner geworden, auch die Räume selbst sind zusammengeschrumpft. Das durchschnittliche Zimmer in einer 1953 erstellten städtischen Wohnung weist weniger Quadratmeter auf als in Bauten, die um die Jahrhundertwende erstellt wurden, und dazu sind die Zimmer erst noch weniger hoch.

Woher kommt diese unerfreuliche Entwicklung? Einmal daher, daß heute die Wohnungen alle möglichen Schikanen aufweisen, die früher fehlten, wie Zentralheizung, Kühlschrank, schön geplätteltes Badezimmer usw. Gegen diese Einrichtungen ist sicher nichts einzuwenden. Sie sind angenehm und praktisch, und wer sie vermag, soll sich an ihnen freuen. Aber wenn dieser zusätzliche Komfort auf Kosten des Wohnraumes geht, dann ist etwas nicht mehr in Ordnung; denn das Wichtigste beim Wohnen ist und bleibt natürlich der Wohnraum.

An dieser Entwicklung sind nicht in erster Linie die Baumeister und Architekten schuld, sondern die Mieter; denn die Leute, welche Mietshäuser erstellen, liefern dem Publikum das, was es wünscht. Gerade deshalb sollte man sich überlegen, ob man nicht auf dem falschen Weg ist.

Wenn Sie drei Kinder haben, was möchten Sie lieber: Eine Dreizimmerwohnung, die mit allen modernen Installationen ausgestattet ist, oder aber, zum gleichen Preis, eine Fünf-

zimmerwohnung, die nur Ofenheizung aufweist, kein Badezimmer, sondern nur einen Duscheraum, und keinen Kühlschrank?

Am liebsten natürlich beides. Aber gerade das geht nicht. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben.

Ein anderer Grund des sinkenden Wohnungsstandards liegt darin, daß die Leute heute für die Wohnung nicht mehr genügend zahlen wollen. In links- wie in rechtsstehenden Zeitungen liest man, ein Mietpreis von tausend Franken pro Zimmer sei für eine Mittelstandsfamilie untragbar, und deshalb käme nur der Bezug von Kleinwohnungen in Frage. Ist das nicht auch eine dieser Behauptungen, die einer dem andern nachsagt, ohne daß man sich die Mühe nimmt, sie nachzuprüfen? Die Baukosten haben sich gegenüber der Zeit vor dem Krieg verdoppelt und infolgedessen auch die Mietzinse. Aber man vergißt, daß sich auch die durchschnittlichen Einkommen verdoppelt haben.

Vor dem Krieg war es in bürgerlichen Kreisen die Regel, daß man einen Viertel seines Einkommens für das Wohnen ausgab, in einzelnen Fällen sogar mehr. «Kleide dich nach deinem Stand, wohne über deinem Stand, esse unter deinem Stand», hieß damals ein vielzitatierter Spruch.

Wenn aber heute jemand 25 % seines Verdienstes für die Wohnung ausgeben muß, schreit er Zeter und Mordio.

Daran ist zum Teil der Mieterschutz schuld. Die künstlich tief gehaltenen Preise für Altwohnungen verfälschen das Bild. Sie lassen die Miete für Neuwohnungen unnatürlich hoch erscheinen — was sie eigentlich im Vergleich zu den übrigen Lebenskosten gar nicht sind.

Natürlich gibt es Länder, wo die Zustände noch schlimmer sind. In Paris gibt heute ein Arbeiter nur noch zwei bis drei Prozent seines Einkommens für die Wohnung aus. Er hat sich an dieses Verhältnis schon so gewöhnt, daß es ihm untragbar schiene, für die Jahresmiete nicht nur einen Wochenlohn, sondern einen Monatslohn zu geben. Das Ergebnis ist bekanntlich, daß die Häuser in Frankreich verlottern und die Wohnkultur dort auf einen Tiefstand gesunken ist, der einer zivilisierten Nation unwürdig ist.

Bei uns ist es zum Glück noch nicht so weit. Aber auch bei uns ist im Bürgertum, trotz der ungeheuren Prosperität, in der wir leben, der Wohnungsstandard gesunken. Man gibt für

alle möglichen Dinge verhältnismäßig mehr Geld aus als früher, für die Wohnung aber weniger. Das ist nach meiner Ansicht zu bedauern. Denn die Wohnung ist der eigentliche Lebensraum der Familie. Wer in der Familie eine der großartigsten menschlichen Einrichtungen sieht, solle sich auch dafür einsetzen, daß die Wohnverhältnisse befriedigend sind. Dazu gehört erstens Raum, zweitens Raum und drittens nochmals Raum.

Da mußte ich lachen

WIE viele Leute, brauche ich vor dem Einschlafen leichtere Lektüre. Von Kriminalromanen bin ich aber abgekommen. Die schlechten sind zu langweilig und die guten so spannend, daß die Gefahr besteht, daß man nicht aufhören kann, bis man weiß, wer der Mörder der bezaubernden Freundin des Juweliers war, und das kann bis morgens drei Uhr dauern.

So lese ich als Schlafmittel das Tagblatt und die Drucksachen, die während des Tages eingegangen sind.

Dabei stoße ich manchmal auf Lese Früchte, die so amüsant sind, daß ich laut lachen muß. Dazu gehört der nachstehende, etwas gekürzte Beitrag, der während der Hundstage in einer angesehenen schweizerischen Frauenzeitschrift erschien.

Die Frau und ihr Kleid

Von einem Mann

Es ist die Bekleidung, die den Menschen im Äußern vom Tier unterscheidet. Und was muß in dieser Sache ein gefühlvoller Mann vom andern Geschlecht her heute über sich ergehen lassen in unserm Abendland, das sich anschickt, im äußerlichen Reichtum so vieler wahrer Menschheitswerte verlustig zu gehen!

Neulich kehrte ich heim von einer kleinen Sonntagswanderung. Zu meiner Frau sagte ich: Das Schönste, das ich sah, das ist ein Trachtenmädchen gewesen; so wohltuend war die Abstimmung der Farben zueinander und so edel

die Abmessungen der Formen! — Die Tracht (alter wie neuer Art) ist eben ein Kleid, das nach praktischen und geistigen Überlegungen geschaffen wurde, und kein Ding der Mode, die immer mit etwas aufwarten muß, das auffällt.

Und auch die Strümpfe kennt die Tracht heute noch! Wohl gestehe ich es ein, daß so ein Schleier ums Bein die Grazie der Linie besser zeigt, als ein richtiger Strumpf es zu tun vermag. Aber das nehme ich gerne in Kauf, denn der Strumpf adelt.

Und ist es nicht das Unadelige, das Gemeine, das in der großen Linie die Frau selber am meisten schädigt? Darum sagte meine Frau in den Jahren der Brautzeit zu mir: «Die Frau ist die Hüterin der Moral, wenn sie nachgibt, dann ist alles verloren.»

Indessen scheint die Menschheit sich in den seither verflossenen Jahrzehnten daran gewöhnt zu haben, recht viel vom «Menschsein» preiszugeben.

Die Sache der heutigen Bekleidung wird einem am eindrucklichsten vor Augen geführt, wenn man die Bilder gewisser Reklamen in den Heftlis betrachtet. Da sieht man, wie stets etwas Anzügliches dabei sein muß. Diese Bilder wollen immer sagen: Sieh, ich habe ja eigentlich gar kein Kleid an. — Das ist die moralische Seite. Und darüber gibt's nichts zu lachen, wenn die Frau sich zum Tier erniedrigen will.

Noch ein praktischer Hinweis für solche, die es nicht wissen: Ein guter Haus- und Ausgehrock soll bis Mitte der Wade reichen (je nachdem eher länger), so entsteht die richtige Proportion. Es sei denn, es handle sich um ein langes Abendkleid. Merkwürdig nur, daß manche von der Schöpfung in ihrer Figur Benachteiligte darauf erpicht sind, gerade dies besonders zu zeigen. Genau so verkehrt machen's ja so viele Wohlbeleibte mit ihren enganliegenden Röcken.

Beine und Knie zeigen zu wollen hat nichts mit Geist zu tun. In der Poesie sind es deshalb die Füße, die besungen werden; sie sind es, die uns über unsere Erde dahintragen. P. K.

Lieber «lieber» als «sehr geehrter»

UNSERE Geschäftsbriefe beginnen immer noch mit den Worten *sehr geehrter Herr* und hören mit der Floskel *mit vorzüglicher Hochachtung* auf. Es wäre allmählich Zeit, mit diesem undemokratischen Zopf abzufahren.

Die Amerikaner haben eingesehen, daß die steifen, englischen Formeln für sie nicht passen, und beginnen deshalb ihre Briefe mit *dear Mr. Jones* und hören mit *yours sincerely* auf.

Sogar in Frankreich ist man mit dem Wort «lieb» weniger zurückhaltend und verwendet auch in der Geschäftskorrespondenz häufig den Ausdruck *cher monsieur*.

Es ist deshalb erfreulich, daß auch bei uns immer mehr Geschäfte ihre Briefe mit den Worten *mit freundlichen Grüßen* beenden. Wir im «Schweizer Spiegel» machen das schon seit 25 Jahren. Unsere ersten Lehrtöchter wurden deswegen in der Schule des Kaufmännischen Vereins gerügt, heute sind aber die freundlichen Grüße auch in die dort gelehrte Korrespondenz eingegangen. Nur mit dem «lieber» will es noch nicht recht vorwärtsgehen.

DORFBAHNHOF UM 4 UHR NACHMITTAGS



Foto: Paul Senn †

Diese Aufnahme ist nicht schön im herkömmlichen Sinn. Sie ist auch nicht dadurch interessant, daß etwas Außergewöhnliches dargestellt wird. Und doch hat sie etwas Faszinierendes, weil es hier dem Photographen gelungen ist, die

einzigartige Atmosphäre einzufangen, die unsere ländlichen Bahnhöfe erfüllt. Ein banales Stationsgebäude, einige Passagiere, und doch ist die Schweiz, im Guten und im Schlechten, in diesem kleinen Ausschnitt enthalten.